

gesamteuropäischen Trend hat die Kirche in Italien im Verhältnis zu allen anderen Institutionen in den letzten Jahren an Vertrauen und Ansehen gewonnen. Der eingefleischte bürgerliche und auch proletarische Antiklerikalismus ist fast ganz verschwunden, findet sich höchstens noch bei einigen

kämpferisch „laizistischen“ Intellektuellen und in Resten bei den Altkommunisten. Überfordert die Kirche das „laikale“ Italien durch allzu forsches politisches Auftreten, kann sie die erstorbenen Geister von einst rascher wiedererwecken, als ihr und der Sache, die sie vertritt, guttut. *Andrea Dallago*

„Geistliche Inseln bilden“

Ein Gespräch mit Pater Dietger Demuth, dem Vorsitzenden der Vereinigung Deutscher Ordensobern

Nachwuchsmangel und Rückzug aus traditionellen Arbeitsfeldern bestimmen die Situation der meisten Ordensgemeinschaften in Deutschland und anderen Ländern Europas. Wie kommen die Orden mit dieser Entwicklung zurecht? Welche Impulse gehen von ihnen heute für Kirche und Gesellschaft aus? Darüber sprachen wir mit P. Dietger Demuth, Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) und Provinzial der Kölner Provinz der Redemptoristen. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Pater Demuth, vor kurzem hat die Vereinigung Deutscher Ordensobern in Anwesenheit von kirchlicher und politischer Prominenz ihr hundertjähriges Bestehen festlich begangen. Aber gibt es derzeit für die Orden gerade auch in Deutschland, aber auch in anderen Ländern des westlichen Europa, überhaupt etwas zu feiern?

Demuth: Unser Jubiläum galt zunächst einmal der dankbaren Erinnerung. Schließlich kann sich die Geschichte der Vereinigung Deutscher Ordensobern durchaus sehen lassen. Am Anfang kamen die Oberen der Missionsorden zusammen; schon damals standen also weniger die eigenen Interessen der Orden im Vordergrund als ihr Zeugnis in anderen Teilen der Welt. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft haben die Orden dann eine sehr respektable Rolle gespielt, nicht zuletzt durch den Ordensausschuß, der für eine härtere Position der katholischen Kirche gegenüber dem Regime eingetreten ist und die Bischöfe zu energischerem Handeln drängte. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte wieder ein guter Neuanfang gesetzt werden. Es ist auch heute wichtig, daß es einen Zusammenschluß wie den VDO gibt, der der gegenseitigen Information dient und auch Anliegen und Interessen der Orden gegenüber bischöflichen Stellen und gegenüber dem Staat vertreten kann. Es sind auch viele gute gemeinsame Initiativen der Orden entstanden; denken Sie nur an das Institut für missionarische Seelsorge und Spiritualität.

HK: Die Leistungen der Vergangenheit in allen Ehren – aber beim Blick auf Gegenwart und absehbare Zukunft muß es vor allem angesichts des massiven Nachwuchsmangels in vielen Ordensgemeinschaften den Verantwortlichen doch angst und bange werden...

Demuth: Trotz aller Schwierigkeiten sind die Orden auch heute noch eine wichtige Stimme innerhalb der Kirche in Deutschland. Immerhin gehören den verschiedenen Priesterorden in Deutschland insgesamt noch über 7000 Mitglieder an; das ist doch ein beträchtlicher Faktor für das kirchliche Leben und die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft. Natürlich dürfen wir den zahlenmäßigen Rückgang und die damit verbundenen Probleme nicht beschönigen. Aber gleichzeitig sollten wir in der Kraft des Glaubens und im Bewußtsein dessen, was wir nach wie vor leisten, darauf setzen, daß der Beitrag der Orden unverzichtbar ist. Lebendigkeit ist ja auch nicht allein oder nicht in erster Linie eine Frage der Mitgliederzahlen. Zwar sind Umstrukturierungen innerhalb der einzelnen Ordensgemeinschaften unumgänglich, aber auch in kleinerem Rahmen kann eine Gemeinschaft sinnvoll arbeiten und auf ihr Umfeld ausstrahlen. Im übrigen gilt ja für die Kirche in Deutschland insgesamt, daß die Zahlen kleiner werden und sie sich darauf erst einstellen muß.

„Es wäre falsch, sich in Selbstvorwürfen zu ergehen“

HK: Aber je mehr Niederlassungen aufgegeben werden müssen, je geringer die Präsenz von Ordensleuten auf ihren klassischen Arbeitsfeldern wird, desto weniger sind die Orden in Kirche und Gesellschaft sichtbar. Kann das nicht zu einer verhängnisvollen Abwärtsspirale führen?

Demuth: Die Orden sind wie alle anderen Teile der Kirche dem gewaltigen gesellschaftlich-kulturellen Wandel ausgesetzt, sie können sich der gesellschaftlichen Großwetterlage

nicht entziehen. Deshalb wäre es auch falsch, sich in Selbstvorwürfen zu ergehen. Nehmen Sie unsere Ordensprovinz: Die Mitbrüder, die in Indonesien arbeiten, sind weder schlechtere noch bessere Ordensleute als die Redemptoristen hier in Deutschland. Dennoch gibt es dort einen ungeheuren Zustrom zu unserer Gemeinschaft, während der Nachwuchs in Deutschland ganz dünn gesät ist. Natürlich müssen wir immer wieder darum bemüht sein, unsere Ordensideale besser und glaubwürdiger zu leben, weil das auch das wichtigste Motiv für junge Menschen ist, die sich der Gemeinschaft anschließen wollen. Aber wir haben uns diese geschichtlich-kulturelle Situation nicht ausgesucht. Gott hat uns hineingestellt und wir müssen mit den verfügbaren Kräften aus dieser Situation das Beste machen.

HK: Die Geschichte des Ordenslebens zeichnet sich dadurch aus, daß in Krisen- und Umbruchzeiten immer wieder neue, der Zeit entsprechende bzw. für sie provozierende Formen des Ordenslebens entstanden sind, von den Zisterziensern und den Bettelorden bis zu den Missions- und Sozialkongregationen des 19. Jahrhunderts. Sind die Orden heute in Deutschland und vergleichbaren Ländern flexibel und kreativ genug, um sich veränderten gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen zu stellen, sie auch als Chance zu betrachten?

Demuth: Der Eindruck liegt nahe, angesichts der starken Überalterung der meisten männlichen wie weiblichen Ordensgemeinschaften in Deutschland könne aus ihnen nichts Neues, Zukunftsweisendes mehr entstehen. Aber dem ist nicht so: Ich nenne nur die Tatsache, daß seit der „Wende“ in den neuen Bundesländern fünfzig kleine Ordensniederlassungen ins Leben gerufen wurden. Hier hat es so etwas wie einen auch für uns selber überraschenden Aufbruch gegeben, als Antwort auf die flächendeckende Entchristlichung in Ostdeutschland. Es ist in diesem Zusammenhang im übrigen ein interessantes Phänomen, daß in Deutschland die älteren Orden am meisten Nachwuchs haben, also etwa die Benediktiner, die von ihrer Tradition her nicht auf bestimmte Aufgaben festgelegt sind. Demgegenüber sind ja die neueren Gemeinschaften in den letzten zweihundert Jahren meist zu ganz bestimmten seelsorgerlichen Zwecken gegründet worden. Wenn solche Zwecke dann durch den gesellschaftlichen Wandel wegfallen, tun sie sich mit einer flexiblen Umorientierung entsprechend schwer.

HK: Besteht nicht ein erhebliches Problem für die neueren Kongregationen heute darin, daß sie von ihrer Gründung her meist auf bestimmte Spezialformen der katholischen Frömmigkeit verpflichtet sind, sei es die Marienfrömmigkeit oder die Herz-Jesu-Frömmigkeit? Sind solche Prägungen in unserer heutigen spirituellen und kirchlichen Situation nicht zu schmal, um noch anziehend zu wirken?

Demuth: Hier liegt sicher eine gewisse Schwierigkeit. Andererseits können moderne Kongregationen – wir Redemptoristen gehören ja auch dazu – durchaus ihrem Gründungscharisma treu bleiben und es gleichzeitig auch in eine veränderte Zeit hineintransformieren. Nehmen Sie etwa die

Herz-Jesu-Verehrung: Ihr geht es im Grunde doch darum, den liebenden Gott in den Vordergrund zu stellen und nicht den fordernden und strafenden. Dieser Gedanke ist heute durchaus wieder aktuell: Gehe ich in der Verkündigung und in der Seelsorge von den Geboten, vom Gesetz aus, oder gehe ich aus von den konkreten Nöten der Menschen, denen sich Gott in Jesus Christus liebend zuwendet.

HK: Inwieweit schaffen es die Orden bei uns denn, den konkreten Nöten der Menschen nahe zu sein?

Demuth: In dieser Hinsicht hat sich sehr viel getan. So haben beispielsweise die Orden die vielbeschworene „Option für die Armen“ wahrgenommen und als ein wichtiges Ziel ihrer Arbeit umzusetzen versucht. Es gibt doch sehr viele Ordensgemeinschaften, die sich heute um die verschiedensten Randgruppen kümmern, um Obdachlose, um Aidskranke, um Sterbende. Traditionell haben sich die Orden vielfach der Waisen und auch der Behinderten angenommen; aber es sind in den letzten Jahren auch andere Gruppen von Notleidenden und Ausgegrenzten dazugekommen. Die Sensibilität für diese Aufgaben ist in den Ordensgemeinschaften in den letzten Jahrzehnten sicher größer geworden. Hinzu kommt die internationale Struktur der meisten Orden: Sie sehen und kennen die Not in der Dritten Welt und werden von daher sehr direkt auch mit der Frage nach den Armen hierzulande konfrontiert.

„Die Orden müssen vor allem wissen, was sie noch leisten können“

HK: Wie zeigt sich das an der Arbeit der Ordensgemeinschaften in den neuen Bundesländern, die Sie als Beleg für die neue Lebendigkeit der Orden genannt haben?

Demuth: Ich nenne nur einige Beispiele, die sich vermehren ließen: Dominikaner und Dominikanerinnen haben etwa eine gemeinsame Niederlassung in Leipzig gegründet, die Räume der Begegnung und des offenen Gesprächs für suchende Menschen anbietet. Wir Redemptoristen haben eine kleine Niederlassung in der Stadt Brandenburg ins Leben gerufen, mitten in einem typischen Plattenbauwohngebiet. Einer der Patres kümmert sich dort um Jugendliche; er hat einen ehemaligen FDJ-Jugendklub in die Trägerschaft der Caritas überführen können. Ein anderer ist in der Seelsorge bei Strafgefangenen tätig und betreut auch die Straftatlosen. Ein weiterer Mitbruder bemüht sich um Migranten und Asylbewerber, auch ein wichtiges Feld kirchlicher Diakonie. Der vierte schließlich ist Krankenseelsorger und kennt sich auch in der Sterbebegleitung aus. All das zeigt, daß die Orden im Osten wie im Westen Deutschlands durchaus die Bedürfnisse der Menschen wahrnehmen und vor Ort entsprechende Hilfen anzubieten versuchen.

HK: Wer in Westdeutschland aufmerksam seine Lokalzeitung liest, stößt immer wieder auf Meldungen, daß Orden Niederlassungen schließen, bisher von ihnen geführte Institutionen wie etwa Schulen aufgeben müssen. Ist es für die

Orden besser, sich möglichst bald auf wenige, aber lebens- und vielleicht auch ausstrahlungskräftige Einrichtungen zu konzentrieren? Haben die Orden überhaupt so etwas wie eine klare und überlegte Strategie für ihre künftige Arbeit?

Demuth: Die Orden müssen vor allem wissen, was sie noch leisten können. Es hat keine Sinn, große Institutionen wie Krankenhäuser, Hochschulen oder auch Schulen weiterzubetreiben, wenn das ordenseigene Personal dafür fehlt oder auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist. Es ist dann besser, in kleinen Gemeinschaften zu leben, die ein überzeugendes Zeugnis geben können. Wenn eine Gemeinschaft allerdings die Möglichkeit hat, eine Schule in eigener Trägerschaft zu erhalten, soll sie diese Chance nützen, möglicherweise in Konzentration auf die Schulseelsorge. Dabei läßt sich dann auch mit wenigen Ordensleuten durchaus etwas für die menschliche und spirituelle Formung junger Menschen erreichen. Aber generell sollten die von den Orden getragenen Einrichtungen so zugeschnitten sein, daß gerade die wenigen jungen Ordensleute nicht in die Angst vor der Überforderung getrieben werden, sondern ihre Fähigkeiten wirklich an einem geeigneten Ort und Aufgabenfeld entfalten können.

HK: Besteht nicht angesichts des immer schmerzlicher spürbar werdenden Mangels an Weltgeistlichen Gefahr, daß Ordensgeistliche in den Bistümern zunehmend dazu gebraucht werden, um Lücken in der „normalen“ Seelsorge zu stopfen und dabei ihre eigentlichen, spezifischen Aufgaben zu kurz kommen?

Demuth: Im allgemeinen wissen die Orden schon, daß sie ihre Leute zusammenhalten müssen und sich nicht als Lückenbüßer verzetteln dürfen. Die meisten Bischöfe wiederum sind auch so klug, daß sie das einsehen. Der Bischof von Münster etwa hat sich auf dem Diözesanforum unlängst deutlich in diesem Sinn geäußert. Im übrigen kann der Einsatz von Ordensleuten in der Seelsorge nie ein hinreichender Ersatz für fehlende Diözesanpriester sein; das wäre höchstens der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein. Uns Ordensleuten ist es lieber, wenn es irgendwo im Bistum ein religiöses Zentrum gibt, wo wir in einer überzeugenden Weise präsent sein und spirituell gestaltend wirken können. Natürlich wird es hier immer wieder Kompromisse geben: Die Dominikaner, die nach Leipzig gegangen sind, haben dort auch eine Pfarrei übernommen. Aber das ist höchstens ein Teilbereich, nicht eigentliche Aufgabe einer Ordensgemeinschaft.

HK: Sie erwähnten das von den Orden getragene Institut für missionarische Seelsorge und Spiritualität. Man hört und liest immer wieder, daß heute Ordensleute vor allem als spirituelle Ansprechpartner gefragt sind, daß sie als solche gerade auch jüngere Menschen anziehen. Ist das eine zukunfts-trächtige Entwicklung?

Demuth: Ich meine schon. Vielfach spezialisieren sich Ordensgemeinschaften bzw. einzelne Ordensleute heute in dieser Richtung. Es gibt etwa Ordensschwester, die früher Schulleiterinnen waren und sich jetzt darauf verlegt haben,

geistliche Begleitung anzubieten. In diesem Zusammenhang gewinnen auch die verschiedenen Angebote an Bedeutung, ohne feste Bindung an die jeweilige Gemeinschaft für eine begrenzte Zeit in einem Kloster zu leben und sich dabei Klarheit über den eigenen Weg zu verschaffen. Das geht vom Manager, der sich ein paar Tage in ein Kloster zurückzieht, bis zu Menschen, die sich von der Spiritualität der Ordensgemeinschaft angezogen fühlen oder sogar einen Eintritt ernsthaft in Erwägung ziehen. Im Bereich des Zusammenlebens von Ordensleuten mit Laien ist derzeit allerdings vieles im Fluß: Bei unseren niederländischen Mitbrüdern gibt es sogar schon eine Art Doppelinstitut, in dem sich Redemptoristen und mit ihnen spirituell verbundene Laien assoziiert haben. Solche Assoziationen hat es ja in der Geschichte zwar immer wieder gegeben. Wir werden hier aber sicher noch eine Zeit des Experimentierens brauchen. Schließlich sollen die Orden ihre Identität bewahren; andererseits ist es wichtig, daß sie sich öffnen, um so ihr spirituelles Erbe auch dann weitergeben zu können, wenn sie selber zahlenmäßig schwächer werden.

„Eine Alternative zur normalen Existenz unserer Zeitgenossen“

HK: Aber die Orden können als solche doch nur überleben, wenn es immer wieder Menschen gibt, die über spirituelle Verbundenheit und zeitlich begrenztes Mitleben hinaus sich fest für eine solche Lebensform entscheiden. Solche festen, auf das ganze Leben bezogene Bindungen sind aber heute nicht im Trend. Können die Orden dagegen etwas ausrichten, oder stehen sie nicht von vornherein auf verlorenem Posten?

Demuth: Wenn wir junge Menschen, die in dieser Mentalität des Vorläufigen leben, mit „ewigen Gelübden“ konfrontieren, ist das zunächst sicher eine Überforderung. Deshalb haben Vorstufen und fließende Übergänge zwischen dem christlichen Leben in der „Welt“ und dem Ordensleben heute sicher eine größere Bedeutung als früher. Andererseits darf man der Frage der Dauerbindung auch nicht zu lange ausweichen. Schließlich hat jeder Mensch nur ein Leben und muß sich irgendwann einmal entscheiden – auch im Verhältnis zu einer Ordensgemeinschaft.

HK: Was sind das denn für Menschen, jüngere oder ältere, die heute in einen Orden eintreten? Kommen sie aus dem kirchlichen Normalbetrieb, sind es ausgesprochene Seiteneinsteiger oder gar Neubekehrte?

Demuth: Die Bewerber sind auf jeden Fall im Schnitt älter geworden. Wir sind seinerzeit gleich nach dem Abitur eingetreten; heute haben viele schon eine abgeschlossene Berufsausbildung oder ein Studium und waren schon eine Zeit in einem Beruf tätig, bevor sie nochmals über ihren Weg nachdenken und dabei zum Entschluß kommen, in eine Ordensgemeinschaft einzutreten. Die meisten Bewerber haben wohl eine kirchliche Sozialisation in Gemeinde, Jugend-

arbeit oder Schule hinter sich. Manche möchten sich auch deshalb einem Orden anschließen, weil sie sich davon Stabilität und Halt versprechen. Allerdings sind die Orden heute bei der Auswahl ihres Nachwuchses eher noch kritischer geworden. Sie prüfen schon sehr genau, mit welchen Motiven und Erwartungen Bewerber zu ihnen kommen. Wenn Gemeinschaften verhältnismäßig groß sind, kommt es auf den einzelnen unter Umständen nicht so sehr an. Je kleiner aber die Ordensgemeinschaften werden, desto wichtiger ist die strenge Auswahl bei Interessenten für das Ordensleben. Es gibt dementsprechend auch eine relativ hohe Fluktuation: Viele junge Leute kommen in ein Kloster bzw. eine Ordensniederlassung und merken aber dann relativ rasch, daß dieser Weg für sie doch nicht das Richtige ist.

HK: Bei wenigen Themen ist in der Kirche hierzulande die Verlegenheit so groß wie beim Stichwort „geistliche Berufe“ oder „Berufung“. Meinem Eindruck nach sind den Gläubigen, auch den regelmäßigen Kirchgängern, diese Begriffe sehr fremd geworden, weiß man kaum noch etwas mit ihnen anzufangen. Ist das nicht ein schweres Handicap für jede Nachwuchswerbung der Orden?

Demuth: Wir sollten vor diesen Schwierigkeiten nicht vorschnell kapitulieren. Im letzten Jahr hat in Rom ein großer Kongreß zum Thema „Neue Berufungen für ein neues Europa“ stattgefunden. Im Anschluß daran ist die Idee entstanden, hier in Deutschland so etwas wie eine konzertierte Aktion für Berufungen in Zusammenarbeit zwischen den Orden und Diözesen zu starten. Es gibt Überlegungen, einen entsprechenden Kongreß zu veranstalten und dabei vor allem auch von Erfahrungen mit der Berufungspastoral aus anderen Ländern zu lernen. Das Päpstliche Werk für geistliche Berufe hat eine „promotion-group“ mit deutschen Ordensleuten gegründet, um Erfahrungen auszutauschen. Es ist auf jeden Fall wichtig, die Bemühungen um Berufungen zum Priestertum und Ordensleben zu bündeln, weil punktuelle Aktionen oder Aufrufe kaum mehr ankommen.

HK: Diözesanpriester haben primär ein Amt in der Kirche, Ordensleute dagegen definieren sich von einer Lebensform, für die vor allem die Gelübde Armut, Keuschheit und Gehorsam stehen. Aber wie läßt sich diese Lebensform heute kirchlich wie gesellschaftlich verständlich machen?

Demuth: Die erste Reaktion vieler, gerade auch junger Menschen auf ein Leben nach den evangelischen Räten wird sein: „Die sind doch verrückt!“ Aber wenn solche Menschen dann einzelne Ordensleute persönlich kennenlernen, entwickelt sich doch vielfach eine Wertschätzung, gerät man doch ins Nachdenken darüber, aus welchen Quellen Ordensleute letztlich leben. So entsteht dann möglicherweise auch Verständnis für diese besondere Lebensform, die doch eine Alternative zur normalen Existenz unserer Zeitgenossen bietet. Es gibt doch immer wieder junge Menschen, die nicht mit dem großen Strom mitschwimmen wollen und so vielleicht das Ordensleben als eine heilsame Provokation für sich entdecken.

HK: In früheren Epochen der Ordensgeschichte haben Orden sehr bewußt und radikal so etwas wie Kontrastgesellschaften zu leben versucht. Aber sind die Ordensgemeinschaften hierzulande, von einigen signifikanten Ausnahmen abgesehen, heute wirklich eine herausfordernde Alternative zum gesellschaftlichen und kirchlichen Normalbetrieb?

Demuth: Warum denn nicht? Die Ordensgelübde sind zunächst ein Ausdruck der Beziehung zu Christus, an dessen Vorbild sie ja letztlich abgelesen sind. Aber sie haben doch auch ihre Bedeutung für die Gesellschaft, nicht nur in früheren Epochen der Kirchengeschichte, sondern auch heute. So setzt das Gelübde der Ehelosigkeit einen Gegenakzent zur Überbetonung der Sexualität, wie sie in unserer Gesellschaft nicht selten anzutreffen ist. Mit ihrem Armutsgelübde wiederum setzen die Orden ein Zeichen des Konsumverzichts, das darauf verweist, daß es auch Werte jenseits der Jagd nach Besitz und materiellen Gütern gibt. Es ist in diesem Zusammenhang sicher kein Zufall, daß die Kampagne für eine Entschuldung der armen Länder der Dritten Welt im Blick auf das Jahr 2000 gerade bei den Orden so viel Unterstützung findet. Und schließlich kann der Gehorsam, so wie er von Ordensleuten verlangt wird, darauf aufmerksam machen, daß Leben mehr sein kann als egoistisches Karrierestreben. In den Orden steckt auch ein Potential des Protests gegen ungerechte Machtausübung und Unterdrückung.

„Die Aufmerksamkeit richtet sich wieder stärker auf den Kern des Ordenslebens“

HK: Das Zweite Vatikanische Konzil hat als Teil seines Reformprogramms für die Kirche auch Leitlinien für eine Reform des Ordenslebens vorgelegt. Die unmittelbare Nachkonzilszeit bedeutete für viele Orden eine Phase des Umbruchs, der Unsicherheit. Ist diese Phase jetzt abgeschlossen?

Demuth: Die Reformen nach dem Konzil haben den Orden insgesamt gut getan. So haben etwa wir Redemptoristen ausgeprägte demokratische Formen dazugewonnen: Während die Provinz- und Hausobern früher von der römischen Ordensleitung ernannt wurden, werden sie jetzt von den betreffenden Ordensmitgliedern überwiegend gewählt, und zwar auf Zeit. Es gab in der Nachkonzilszeit in fast allen Orden auf der einen Seite eher beharrende Kräfte, auf der anderen Seite Strömungen, die auf Veränderungen drängten. Diese Auseinandersetzungen sind inzwischen weitgehend ausgestanden; man hat durchweg so etwas wie eine mittlere Linie gefunden. Auch die Anpassungen an das neue Kirchenrecht von 1983 in den Orden sind inzwischen vollzogen. Jetzt richtet sich die Aufmerksamkeit wieder stärker auf den Kern des Ordenslebens: Es ist kein Zufall, daß sich das Generalkapitel der Redemptoristen im vergangenen Jahr in Rom mit dem Thema Spiritualität befaßte. Man bemüht sich um die Verbindung zwischen dem praktischen Tun des Ordens, seinem

Gemeinschaftsleben einerseits und der spirituellen Mitte, der Verbindung mit Christus andererseits. Das bedeutet keine Flucht in die Innerlichkeit, wohl aber eine stärkere Besinnung auf die innere Quelle des Ordenslebens.

HK: Die Orden waren oft auch ein Element der Unruhe in der Kirche. Sie sind nicht in das normale Gefüge der Kirche mit seinen Bistümern und Pfarreien integriert, haben in vieler Hinsicht eine größere Freiheit. Nützen die Orden heute, gerade auch bei uns, diese Möglichkeiten?

Demuth: Lassen Sie mich mit einem Beispiel antworten: Vor kurzem ist Professor Bernhard Häring gestorben, ein Mitbruder aus dem Redemptoristenorden. Er war zweifellos ein ganz treuer Mann der Kirche und seines Ordens, ein frommer Mensch und ein großer Erneuerer der Moraltheologie aus ihren Quellen heraus. Gleichzeitig hat er aber doch bei aller Liebe zur Kirche immer wieder kritisch seine Stimme erhoben. Er war häufig unbequem, und manche warfen ihm auch vor, er sei mit seiner Kritik an bestimmten Entwicklungen in der Kirche zu weit gegangen. Aber er hat sehr überzeugend gezeigt, wie sich gerade aus Verankerung in einem Orden heraus ein freies Wort in der Kirche möglich ist. Gerade weil sie nicht so stark in die allgemeine Seelsorge verzwickt sind, weil sie international organisiert sind und ihr je eigenes Charisma haben, können und sollen sich die Orden immer wieder in Kirche und Gesellschaft auch mit unbequemen Äußerungen zu Wort melden.

HK: Johann Baptist Metz, der in diesem Monat 70 Jahre alt wird, hat vor zwanzig Jahren ein kleines Buch mit dem programmatischen Titel „Zeit der Orden“ veröffentlicht. Könnte es sein, daß ungeachtet aller Schwierigkeiten für die Orden in weiten Teilen Europas doch wieder so etwas wie eine „Zeit der Orden“ heraufzieht?

Demuth: Metz hat seinerzeit einige Anstöße formuliert, die für das Ordensleben heute ungemein wichtig sind. Ich denke dabei nicht zuletzt an seine Aussagen über den mystisch-politischen Doppelcharakter der Ordensgelübde, die auf der einen Seite nach innen zielen, aber gleichzeitig einen Auftrag in die Gesellschaft hinein beinhalten. Vielleicht ist die Rede von einer „Zeit der Orden“ aber doch etwas zu präntiös. Zumindest könnte man in der heutigen kirchlichen Situation ja genauso von einer „Zeit der Laien“ sprechen, gerade auch angesichts der stärkeren Beteiligung von Laien an der Seelsorge. Die Orden haben heute schon viel erreicht, wenn sie immer wieder auf sich aufmerksam machen, um nicht mehr und mehr vergessen und in den Hintergrund gedrängt zu werden.

HK: Wie real ist diese Gefahr Ihrer Erfahrung nach?

Demuth: Sie besteht auf jeden Fall. Ich wurde als Ordensvertreter in das Pastoralgespräch des Erzbistums Köln berufen und habe an den abschließenden Vollversammlungen teilgenommen. Als ich die erste Fassung der zusammenfassenden Voten in die Hand bekam, mußte ich feststellen, daß von den Orden darin nur an einer einzigen Stelle die Rede

war, und zwar dort, wo es hieß, bei einer Reduzierung der Eucharistiefiern sollten Diözesan- und Ordenspriester gerecht verteilt werden. Darauf habe ich im Plenum hingewiesen, mit dem Ergebnis, daß allgemein eine gewisse Verlegenheit zu spüren war. Dieser Vorgang ist durchaus symptomatisch: Meinem Eindruck nach haben auch die Diözesanverwaltungen die Orden kaum im Blick. Natürlich braucht es eine gut funktionierende Verwaltung. Aber vielleicht ist die Kirche gerade in Deutschland zu sehr durchorganisiert und professionalisiert, um den Beitrag der Orden angemessen würdigen zu können.

„Die Orden können nicht mehr flächendeckend präsent sein“

HK: Diese Entwicklung stößt jetzt schon an Grenzen; wahrscheinlich stehen der Kirche in Deutschland hier in absehbarer Zeit erhebliche Einschnitte beim Einsatz von Hauptamtlichen in der Seelsorge wie auf anderen Aufgabenfeldern bevor. Was könnten speziell die Orden tun, um diesen Wandel mitzugestalten und in gute Bahnen zu lenken?

Demuth: Ordensleute könnten sich beispielsweise verstärkt für die Begleitung von Laien engagieren, die ehrenamtlich zur Verlebendigung ihrer Gemeinden beitragen möchten. Es gibt im Bistum Rottenburg-Stuttgart ein Modell für Gemeinderneuerung und auch verschiedene andere Formen der Gemeindebegleitung: Auf diesem Feld haben Orden eine wichtige Aufgabe, sei es durch geistliche Zentren in oder bei Klöstern, sei es dadurch, daß Ordensleute für eine bestimmte Zeit in die Gemeinden gehen und dort etwas mit aufbauen. Das stellt natürlich auch hohe Anforderungen an die einzelnen Ordensleute und muß entsprechende Konsequenzen für ihre Aus- und vor allem Weiterbildung haben.

HK: Was würde denn der Kirche und der Gesellschaft bei uns wie anderswo fehlen, wenn es die Orden nicht gäbe bzw., wenn sie in absehbarer Zeit zu einer „quantité négligeable“ würden?

Demuth: In seiner Ansprache bei der Festveranstaltung in der Frankfurter Paulskirche beim Mainzer Katholikentag hat Bundespräsident Roman Herzog über die Kirche insgesamt gesagt, sie müsse gerade auch für die vertikale Dimension stehen, um so auch die letzten von den vorletzten Dingen unterscheiden zu können. Hier müßten sich vor allem die Orden angesprochen fühlen: Sie haben ihre besondere Aufgabe darin, in unserer Zeit den Himmel offen zu halten, geistliche Inseln zu bilden, in denen die Menschen auf die vertikale Dimension aufmerksam werden können. Die Orden können unter den säkularisierten Verhältnissen in Deutschland oder vergleichbaren Ländern nicht mehr flächendeckend wirken und präsent sein wie in früheren Epochen der Ordensgeschichte. Aber wenn es in noch stärkerem Maß gelingt, solche Inseln zu verwirklichen, wäre das ein entscheidender Beitrag für die Zukunft von Kirche und Glaube in unserer Gesellschaft.